

Macht Geld glücklich?

Das Wohlstandsparadox

Den Menschen in der modernen westlichen Welt geht es heute in nahezu jeder Hinsicht besser als früher. Dennoch sind sie kaum glücklicher. Wie erklärt sich dieses Wohlstandsparadox?

Von Edgar Dahl

Obgleich sich das Pro-Kopf-Einkommen der westlichen Industrienationen in den vergangenen 50 Jahren mehr als verdoppelte, hat sich unser Glück doch um keinen Deut erhöht. Dass wir heute weit mehr zu essen haben, uns besser kleiden können, in schöneren Wohnungen leben, komfortablere Autos fahren, gesünder sind und allesamt länger leben – nichts von alledem hat unser Wohlbefinden wirklich vermehrt.

Diese überraschende Beobachtung stellt die Wirtschaftswissenschaften, die den Menschen als einen um Heller und Pfennig feilschenden Homo oeconomicus betrachten, bereits seit längerer Zeit vor ein Rätsel. Das Rätsel nennt sich das »Wohlstandsparadox«. Nachdem es den Ökonomen nicht gelungen ist, dieses Paradoxon aufzulösen, schickt sich nun eine neue Disziplin an, das Problem zu untersuchen: die empirische Glücksforschung.

Das Fach ist noch relativ jung und interdisziplinär ausgerichtet. Es vereint Biologie, Psychologie, Soziologie und Ökonomie miteinander. Auf ihrer Suche nach den Quellen des »subjektiven Wohlbefindens« stießen die Glücksforscher zunächst auf denselben Befund wie die Wirtschaftswissenschaftler. Materieller Wohlstand hat einen »abnehmenden Grenznutzen«. Für Arme bedeutet ein Zugewinn an Geld stets auch einen Zugewinn an Glück, Reiche dagegen werden durch mehr

Geld kaum noch glücklicher. So sind Amerikaner, die über ein Jahreseinkommen von 50 000 Dollar verfügen, zwar weit glücklicher als Amerikaner, die lediglich über ein Jahreseinkommen von 10 000 Dollar verfügen; doch diejenigen, die 500 000 Dollar verdienen, sind kaum glücklicher als diejenigen, die 100 000 Dollar verdienen.

Es scheint also, als existiere eine Grenze, bis zu der ein steigender Wohlstand auch das Wohlergehen zu erhöhen vermag. Wie Umfragen gezeigt haben, liegt diese Grenze in Europa offenbar bei einem monatlichen Nettoeinkommen von 2000 Euro. Wer pro Monat lediglich 1000 Euro verdient, bewertet sein Glück auf einer Punkteskala von 1 bis 10 (also von »ganz und gar unzufrieden« bis zu »ganz und gar zufrieden«) mit 6,6 Punkten. Wer mehr als 2000 Euro verdient, hat mit einem Wert von 7,9 bereits eine Grenze erreicht: Er wird nicht zufriedener, ob er nun 2050 oder mehr als 2500 Euro im Monat verdient.

Wie sicher nicht anders zu erwarten, hat die Tatsache, dass materieller Wohlstand durch einen abnehmenden Grenznutzen gekennzeichnet ist, sogleich Politiker auf den Plan gerufen, die diesen Umstand für ihre jeweilige Weltanschauung auszunutzen trachten. So drängen nun etwa linke Ökonomen wie Richard Layard auf »mehr Staat und mehr Umverteilung«, während rechte Politologen wie David Ramsay Steele, nach »weniger Staat und weniger Umverteilung« rufen. Bevor wir das Wohlstandsparadox ideologisieren oder parteipolitisch missbrauchen, sollten wir es

Abnehmender Grenznutzen: Reiche werden durch mehr Geld kaum noch glücklicher



ANDRES RODRIGUEZ / FOTOLIA

jedoch erst einmal unvoreingenommen betrachten.

Statt geradewegs auf die Resultate der Glücksforschung einzugehen, lohnt sich ein kurzer Blick auf andere Ergebnisse, welche die neue Wissenschaft bereits zu Tage gefördert hat: Männer sind nicht glücklicher als Frauen. Weiße sind nicht glücklicher als Schwarze. Schöne sind nicht glücklicher als Hässliche. Kluge sind nicht glücklicher als Dumme. Verheiratete sind dagegen etwas glücklicher als Ledige. Und Ältere sind überraschenderweise glücklicher als Jüngere, wobei dies eher für Männer als für Frauen zu gelten scheint.

Sex macht mehr Spaß als Hausarbeit

Weitere Ergebnisse ihrer Untersuchungen: Menschen, die bewusst dem Ruhm, der Schönheit oder dem Geld nachjagen, sind nachweislich unglücklicher als Menschen, die weniger materielle Ziele verfolgen. Und Menschen, die ihrem Leben einen Sinn zu verleihen verstehen, sind in der Tat glücklicher als solche, die lediglich von einer Zerstreuung zur nächsten eilen. Religiöse Menschen sind daher im Schnitt auch etwas glücklicher als areligiöse. Im internationalen Vergleich liegen die Deutschen in puncto Glück etwa in der Mitte zwischen den eher schwermütigen Russen und den nahezu seligen Iren. Laut einem Nationenranking (siehe Tabelle rechts), das auf Daten des International Social Survey Programme (ISSP) von 2001 beruht, gelten die Deutschen erwartungsgemäß als trübsinniger als Holländer oder Amerikaner, aber über-

schenderweise als etwas unbekümmerter als Franzosen oder Italiener. Recht erstaunlich sind auch die Ergebnisse einer Umfrage unter 900 berufstätigen Frauen, die gefragt wurden, wann sie im Verlauf des Tages am glücklichsten sind (siehe Tabelle S. 86). Gewiss ist es nicht weiter verwunderlich, dass ihnen Sex mehr Spaß bereitet als Hausarbeit; doch dass sie lieber fernsehen oder telefonieren als auf ihre Kinder aufzupassen, ist zumindest bemerkenswert.

Befragt, in wessen Anwesenheit sie sich am glücklichsten fühlen, zeigte sich dabei erneut, dass Frauen lieber Zeit mit ihren Freunden verbringen als mit ihren Kindern. Allein zu sein ist ihnen dagegen ein größerer Graus als das Zusammensein mit Kunden (siehe Tabelle S. 87). Ziemlich verblüffend ist schließlich auch, dass sehr viele Menschen in ihrer Arbeitszeit offenbar glücklicher sind als in ihrer Freizeit, und zwar nicht, weil sie ihre Tätigkeit so sehr lieben, sondern lediglich, weil sie mit ihrer Muße nur wenig anzufangen

Paradiesische Glücksgefühle dank Lottogewinn? In Wahrheit kehrt der Gewinner nach kurzer Euphoriephase wieder auf sein früheres Maß subjektiven Wohlbefindens zurück.

»WENN SIE EINMAL IHR LEBEN HEUTE BETRACHTEN, WAS WÜRDEN SIE SAGEN, WIE GLÜCKLICH ODER UNGLÜCKLICH SIND SIE ALLES IN ALLEM?« (ALLE ANGABEN IN PROZENT)

	RUS	I	F	D	CH	NL	GB	USA	IRL
sehr glücklich	4,7	12,4	14,1	17,7	28,4	31,1	32,2	36,7	44,1
ziemlich glücklich	49,4	65,9	65,1	66,2	62,2	62,9	60,7	52,4	50,9
nicht sehr glücklich	37,1	18,2	17,8	13,5	8,5	5,4	6,2	8,9	4,4
überhaupt nicht glücklich	8,8	3,5	3,0	2,6	0,9	0,6	0,9	2,0	0,6

QUELLE: ISSP 2001

wissen. Wer keine Hobbys hat wie Theater, Lesen oder Sport, schaltet zumeist den Fernseher ein und fühlt sich eher apathisch als animiert.

Doch zurück zum Wohlstandsparadox. Um die eingangs zitierten Befunde zum Verhältnis von Wohlstand und Wohlergehen richtig einzuordnen, muss man sie vor dem Hintergrund der vier Säulen der Glücksforschung betrachten. Auf ihnen ruht die gesamte Glücksforschung, nämlich die »Soll-Wert-Theorie«, das »Anpassungsprinzip«, das »relative Einkommen« und die »hedonistische Tretmühle«. Aber der Reihe nach.

Wir wollen nicht reich werden, sondern nur reicher

Hinter der Soll-Wert-Theorie verbirgt sich die Beobachtung, dass wir offenbar über eine genetisch fixierte Bandbreite subjektiven Wohlempfindens verfügen. Wie die Intelligenz, so ist auch unser Glücksempfinden zum weitaus überwiegenden Teil erblich festgelegt. Ähnlich wie sich ein Intelligenzquotient ermitteln lässt, könnte man daher für jeden Menschen im Prinzip auch einen »Glücksquotienten« errechnen.

Wenn wir etwa eine Skala von 1 bis 10 zu Grunde legen, könnte jemand beispielsweise einen Soll-Wert von, sagen wir, 7,5 haben. Insofern der Soll-Wert aber weniger einem Punkt als einer Verteilung entspricht, ließe sich das durchschnittliche Wohlbefinden eines Menschen mit einem Soll-Wert von 7,5 im günstigsten Fall auf 8 erhöhen und im ungünstigsten Fall auf 7 verringern.

Die Erkenntnis, dass der Grad unseres subjektiven Wohlbefindens weit gehend genetisch determiniert ist, beruht auf Ergebnissen der Zwillingforschung. David T. Lykken, der gemeinsam mit Thomas Bouchard das MISTRA-Projekt (die »Minnesota Study of Twins

Reared Apart«) leitet, hat rund 1500 erwachsene Zwillingspaare auf ihr durchschnittliches Wohlbefinden untersucht. Unter diesen 1500 Paaren befanden sich 663 eineiige Zwillingspaare, die gemeinsam, und 69 solcher Zwillingspaare, die getrennt voneinander aufgewachsen sind. Obgleich die eineiigen Zwillinge, die nach der Geburt getrennt wurden, mit verschiedenen Adoptiveltern und ganz unterschiedlichen Lebensbedingungen groß wurden, verfügten sie doch über fast genau denselben Grad subjektiven Wohlbefindens.

Als zweite Säule stützt sich die Glücksforschung auf das »Anpassungsprinzip«. Dieses besagt, dass wir – nahezu unabhängig davon, was uns widerfährt – recht rasch wieder zu unserem ursprünglichen Soll-Wert unseres Glücks zurückkehren. Das Anpassungsprinzip beinhaltet daher zwei Botschaften. Die schlechte Nachricht ist, dass diejenigen, die etwa das Glück haben, Millionen in der Lotterie zu gewinnen, nach einer nur kurzen Phase der Euphorie wieder auf ihr früheres Maß subjektiven Wohlbefindens zurückfallen. Die gute Nachricht jedoch besagt, dass diejenigen, die etwa das Pech haben, nach einem Unfall querschnittsgelähmt im Rollstuhl zu landen, nach einer nur kurzen Phase der Depression wieder zu ihrem früheren Maß subjektiven Wohlbefindens zurückkehren. Der Prozess der Anpassung dauert im Mittel etwa ein Jahr. Wie bereits erwähnt, muss man sich den Soll-Wert eher als ein Intervall als einen festen Punkt denken.

So gesehen, können wir uns beispielsweise vorstellen, dass das subjektive Wohlbefinden eines Menschen mit einem Glücksquotienten von 7,5 nach einer Querschnittslähmung vielleicht für immer auf 7 abfällt und nach einem Lotteriegewinn für immer auf 8 ansteigt.

Dass sich Menschen recht schnell an neue Lebensbedingungen anpassen können, ist freilich alles andere als neu. Wenn uns die Glücksforschung irgendetwas Neues gelehrt hat, dann die Tatsache, dass unsere Anpassungsfähigkeit noch weit größer ist, als wir bisher ahnten. Obgleich sich Menschen an nahezu alles gewöhnen, gibt es trotzdem Umstände, an die wir uns nachweislich nicht gewöhnen können. Hierzu zählt beispielsweise nervtötender Lärm, aber auch chronische Schmerzen, eheliche Konflikte oder der Verlust einer geliebten Person. Auf der Plusseite gibt es jedoch Dinge, derer wir nie überdrüssig werden – etwa Essen, Sex und Freunde.

Die dritte Säule der Glücksforschung behandelt das Konzept des »relativen Einkommens«. Danach neigen wir dazu, unseren eigenen Wohlstand am Wohlstand anderer zu messen. Wenn alle um uns herum ärmer sind

Es gibt Umstände, an die wir uns nicht gewöhnen können, etwa der Verlust einer geliebten Person

GLÜCKSEMPFINDEN BERUFSTÄTIGER FRAUEN BEI ALLTAGSTÄTIGKEITEN		
Tätigkeit	Glück auf einer Skala von 1 bis 10	Stunden pro Tag
Sex	4,7	0,2
mit Freunden zusammen sein	4,0	4,0
essen	3,8	2,2
fernsehen	3,6	2,2
einkaufen	3,2	0,4
Essen zubereiten	3,2	1,1
telefonieren	3,1	2,5
auf Kinder aufpassen	3,0	1,1
im Internet surfen	3,0	1,9
Hausarbeit	3,0	1,1
Arbeit	2,7	6,9

QUELLE: LAYARD 2005

als wir selbst, dann fühlen wir uns reich; wenn alle um uns herum reicher sind, dann halten wir uns für arm.

Wie groß die Rolle des relativen Einkommens ist, zeigte ein Experiment, bei dem Studenten der Harvard-Universität die Wahl zwischen »zwei Welten« hatten. Sie wurden gefragt, ob sie lieber in einer Welt leben wollten, in der sie 50 000 Dollar im Jahr verdienten und alle anderen nur 25 000 Dollar; oder, alternativ, in einer Welt, in der sie 100 000 Dollar im Jahr erhielten, alle anderen aber 250 000 Dollar. Obgleich es schwer zu glauben ist, entschied sich die Mehrheit der Studenten für ein Leben in der ersten Welt. Das heißt, sie verzichteten auf ein doppelt so hohes Einkommen, nur um nicht »ärmer« als die anderen zu sein.

Glück verblasst schnell: der Fluch der hedonistischen Treitmühle

Die vierte und letzte Säule der Glücksforschung beschäftigt sich mit der »hedonistischen Treitmühle«. Menschen gewöhnen sich rasch an einen höheren Lebensstandard, da verblasst das Glück recht schnell, das ihnen materieller Wohlstand bringen könnte. Um wieder so glücklich zu werden wie einst beim Kauf einer teuren Uhr, bedarf es nun eines Designeranzugs, sodann einer Edelkarosse, später einer Villa und schließlich einer Luxusjacht. Kurz, es ist wie bei einer Sucht. Um dieselbe Wirkung zu erzielen, muss der Reiz laufend stärker werden. So rennen und rennen sie in ihrem Hamsterrad, ohne einen einzigen Schritt voranzukommen. Der Philosoph Arthur Schopenhauer hat diesen Gedanken bereits vor langer Zeit vorweggenommen: »Der Reichtum gleicht dem Seewasser: Je mehr man davon trinkt, desto durstiger wird man.«

Betrachtet man das Wohlstandsparadox also im Licht der empirischen Glücksforschung, dann verschwindet es. Dass sich unser subjektives Wohlbefinden trotz einer Verdopplung des Pro-Kopf-Einkommens kaum erhöht hat, verwundert kaum, wenn Menschen über ein weit gehend genetisch fixiertes Maß an Glück verfügen, sich rasch an neue Lebensbedingungen anpassen, ihr eigenes Einkommen stets an dem anderer messen und sich im Kampf gegen das Verblässen des Glücks in der hedonistischen Treitmühle verfangen. So gesehen wird deutlich, dass das Wohlstandsparadox alles andere als paradox ist. Würde denn irgendjemand, der erfährt, dass sich das Jahreseinkommen der Japaner zwischen 1958 und 1987 verfünffacht hat, nun allen Ernstes annehmen, dass sie auch fünfmal so glücklich seien?

GLÜCKSEMPFINDEN BERUFSTÄTIGER FRAUEN BEIM KONTAKT MIT ANDEREN		
Personen	Glück auf einer Skala von 1 bis 10	Stunden pro Tag
Freunde	3,7	2,6
Verwandte	3,4	1,0
Partner	3,3	2,7
Kinder	3,3	2,3
Kunden	2,8	4,5
Kollegen	2,8	5,7
allein	2,7	3,4
Vorgesetzte	2,4	2,4

QUELLE: LAYARD 2005

Da also von einem Wohlstandsparadox keine Rede sein kann, sollten Politiker vielleicht auch besser erst einmal die Befunde der Glücksforschung nüchtern und sachlich zur Kenntnis nehmen, bevor sie in arttypischen Aktionismus verfallen.

Ein Weiteres macht die Ergebnisse der Glücksforschung zusätzlich plausibel. Sie zeichnet sich nicht nur intern durch Konsistenz oder innere Widerspruchsfreiheit aus, sondern kann in Anspruch nehmen, auch extern konsistent und widerspruchsfrei zu gelten. Was das heißt? Anders als viele sozialwissenschaftliche Theorien sind die Hypothesen zum subjektiven Wohlbefinden auch mit biowissenschaftlichen Theorien vereinbar. So sind alle vier Grundannahmen der Glücksforschung beispielsweise auch evolutionsbiologisch begründbar.

Der biogenetische Imperativ

Wenn alle Lebewesen etwa einem »biogenetischen Imperativ zur Fitnessmaximierung« gehorchen und von der natürlichen Selektion darauf programmiert sind, ihre Gene weiterzugeben, wird verständlich, dass wahres Glück oder Unglück nur von relativ kurzer Dauer ist und wir rasch wieder zu einer Art Mittelwert zurückkehren. Wenn unsere Vorfahren nach jeder missglückten Jagd so deprimiert und nach jeder erfolgreichen Jagd so euphorisch geworden wären, dass sie tagelang ihre Hände einfach in den Schoß gelegt hätten, wären sie sicher eine leichte Beute für ihre Fressfeinde gewesen.

Mutter Natur, der es gefällt, mit Zuckerbrot und Peitsche zu arbeiten, belohnt und bestraft daher nur vorübergehend mit Glück oder Unglück. Wenn wir etwas biologisch Sinnvolles tun, wie etwa unseren Hunger stillen, unseren Durst löschen oder unsere Begierden befriedigen, belohnt sie uns mit Glücksmomenten, die groß genug sind, damit wir das Verhalten gern wiederholen, aber eben nicht so groß, dass wir darüber unsere »biologischen Pflichten« vergessen. ◁



Edgar Dahl ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Gynäkologie der Justus-Liebig-Universität Gießen. Neben Fragen der Bioethik beschäftigen ihn Probleme der Moralphilosophie, Rechtsphilosophie und Religionsphilosophie.

Glücklich sein. Von S. Lyubomirski. Campus, 2008

Die Glücks-Hypothese. Von J. Haidt. VaK, 2007

Die glückliche Gesellschaft. Von R. Layard. Campus, 2005

Weblinks zu diesem Thema finden Sie unter www.spektrum.de/artikel/947202.